

Der Mensch, der zur Kirche hinaufsteigt, macht eine eigenartige Entdeckung: Christus kommt ihm abwärts entgegen. Zumindest wird derjenige Mensch daran denken, der vom Christus-Hymnus im Philipperbrief geprägt ist: *Er [Christus] entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an... Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.* (Philipper 2)

Der Weg von Christus zeigt hinab. Es ist eine seltsame Empfindung, die Treppe hinaufzusteigen – und dies in der Erwartung, Gott in Christus zu begegnen – und sich zugleich vor Augen zu malen, daß Christus unten in der Hölle den Verlorenen das Evangelium gepredigt hat (1.Petrus 3,19) und dies noch tut und tun wird bis zum Jüngsten Tag.

Später wird der Mensch, der im Augenblick hinaufstrebt, auch abwärtsgehen und wird dann, beim Weg in die Niederungen und Tiefen des beruflichen Alltags, „in den Fußtapfen Christi“ (1.Petrus 2,21) gehen.

Der Blick hinab

Oben angekommen, wendet sich der Kirchgänger fast instinktiv um. Bevor er sich der Kirche zuwendet, läßt er seinen Blick über Stadt und Land schweifen, über all das, was er nun unter sich hat.

Er hat es unter sich, aber nicht hinter sich. Das, worauf er nun mit bewegter Brust und etwas schnellerem Atem schauen darf, ist die Welt seines Alltags. Er mag in diesem Moment einen Überblick bekommen über das ganze Beziehungsgeflecht, in dem er die Woche über lebt. Es macht einen großen Unterschied aus, ob ich diese Welt verklärend betrachte oder realistisch.

Haus reiht sich da an Haus, und in einem jeden wohnen Menschen, mit denen der Betrachter in der vergangenen Woche zu tun hatte und in der kommenden Woche zu tun bekommen wird oder wenigstens zu tun haben könnte.

Ganz konkret, er blickt hinab auf *die Welt seiner Nächsten*, auf die Welt derjenigen, denen er – gleich ob sie ihm sympathisch sind oder ob er im Gedanken an sie negative Gefühle hegt – schuldig war in Liebe zu dienen und an denen er schuldig geworden ist.

Im Grunde geschieht beim Blick hinab das Gleiche wie beim Blick hinauf, als der hinabsteigende Christus begegnete: ein anderer Blick trifft mich, antwortet mir, geht aber in entgegengesetzter Richtung als der meine: hier nun begegnen mir die Blicke der Nächsten, die zu mir hinaufschauen – mit all ihren Erwartungen, Forderungen, Sorgen.

Nun besteht aber die Möglichkeit, daß der Mensch dort auf der Anhöhe sich diesen Blicken entzieht, sich den Forderungen verschließt und daß er einer *Versuchung* erliegt: Scheinbar sie nur genießend, triumphiert der Mensch dort oben über die Welt da unten. Er hält sich im ästheti-

schen Genuß die Nächsten vom Leib. Es ist eine ganz ähnlich gelagerte Versuchung wie die, die Jesus in der Wüste bestand, als der Teufel ihn auf einen Berg führte und ihm „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ (Matthäus 4) versprach, wenn Jesus nur ihn anbete.

Die Versuchung des Kirchgängers besteht darin, das zu konsumieren, dem er dienen soll, und das in Besitz zu nehmen, dem er sich hingeben soll.

Wenn er dieser Versuchung erliegt, hat der Adamsgeist, der in seinem Kern nackter verkrampfter Egoismus ist, ihn in Beschlag genommen, und der Christusgeist, der in schärfstem Gegensatz dazu die freie Selbsthingabe mit sich bringt, ist unendlich fern.

Könnte sich der Mensch selbst dabei ertappen, müßte er zutiefst erschrecken. Und er würde den Hahn hinter sich in luftiger Höhe krähen hören.

Unten liegt auch die Natur. Aber auch sie will nicht romantisierend wahrgenommen werden. Es ist die Welt der Geschöpfe, die „seufzt und sich ängstigt“ (Röm 8,22).

Alles, was da kreucht und fleucht, kann nicht mit hinauf zur Kirche steigen. Und es bedarf auch nicht der neueren „Tiergottesdienste“, um diesen Kreaturen zu ihrem Recht zu verhelfen.

Ihr Recht und ihre Würde bestehen darin, mit den Augen eines Menschen angeschaut und von den Händen eines Menschen angefaßt zu werden, der über sie „Herr ist“ (Genesis 1,26). Das mag sich für den Tierfreund erst einmal anstößig anhören, läßt sich aber dann verstehen, wenn der Mensch dort oben vor der Kirche sich als derjenige begreift, der die Reinheit des Menschen der ersten Schöpfung wiedergewinnt.

Dieser souveräne Mensch soll über die Welt der Kreaturen „herrschen“. Er soll dies tun in innerer Freiheit, zu der ihn Christus befreit hat (Gal 5,1). Er wird dann den Tieren auch ein Segen sein und ihnen den Segen bringen, der auf ihnen als den Erstgesegneten der Schöpfung (Genesis 1) liegt.

Der Gottesacker

Nicht selten umgibt ein Friedhof die Kirche. Säuberlich reiht sich ein Grabfeld ans andere. Alles sieht so harmonisch aus, als hätten diejenigen, die die Gräber angelegt haben und sie pflegen, die Kirche gar nicht nötig. Der Tod wirkt wie domestiziert. Die Gräber nehmen an Zahl von Woche zu Woche zu, doch der Betrachter, der nicht vergessen hat, daß der Tod in den biblischen Zeugnissen als *Feind* daherkommt, hat ab und an das Gefühl, er schaue auf eine Art Stellungskrieg, so als ob man mit dem Feind hier auf dem Gottesacker Frieden geschlossen hätte.

Ein Stellungskrieg ist ja eine militärische Auseinandersetzung, bei der sich so gut wie nichts bewegt, weder vorwärts noch rückwärts. Stillstand herrscht allerorten. Man gräbt sich ein, richtet sich ein auf längere Zeit.

Das muß nicht unbedingt heißen, daß es weniger blutig zu- und hergeht. Im Gegenteil, wenn die Kräfteverhältnisse auf beiden Seiten der Front ungefähr ausgeglichen sind, kommt - sei es aus Verzweiflung, sei es aus Langeweile - die größere Artillerie zum Einsatz - mit umso schrecklicheren Folgen für die Gegenseite, ohne daß aber Boden gut gemacht wird. Ungezählte Orte aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, z.B. die Schlachtfelder rund um Verdun, geben davon als Friedhöfe, die sich von einem Horizont zum anderen erstrecken, ein beredtes Zeugnis.

Nun läßt sich fragen, ob die Menschen sich mit dem Tod nicht auch in einer Art Stellungskrieg befinden. Es liebt ihn niemand; aber es lebt sich irgendwie mit ihm. Mal fürchtet man ihn, und Bilder vom Sensenmann laufen vor dem geistigen Auge vorüber; ein andermal arrangiert man sich mit ihm und spricht poetisch verharmlosend vom „Gevatter Tod“.

Nahezu alle Zeitgenossen haben sich mehr oder weniger damit abgefunden, daß bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von mittlerweile 75 bis 80 Jahren in Europa unsere Tage gezählt sind,- daß da mit der Geburt eine Sanduhr zu laufen beginnt, die irgendwann das Signal geben wird, daß die Stunde schlägt.

Natürlich, ab und zu begehrt der Mensch auf und ruft: Das kann doch nicht wahr sein !? Es kann doch nicht wahr sein, daß tausende Menschenleben in New York innerhalb von Sekunden ausgelöscht werden. Man fragt dann nicht weiter, aber die naheliegende Frage wäre doch: Ja, hat denn der Tod das Recht auf diese Menschenleben ? Und wenn er das Recht hat, was ist nur geschehen, daß er es hat ? Von einem solchen umfassenden Recht des Todes, Menschen in seine Gewalt zu bringen und sie nicht mehr herzugeben, ist in den sechs Schöpfungstagen mit keinem Wort die Rede. Und diese Schöpfungstage enden doch mit dem Gottesurteil: „alles war sehr gut“.

Gewöhnlich sagt ein Pfarrer anlässlich der Beerdigung eines Kindes, das Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechen geworden war: „Es kann etwas nicht in Ordnung sein in einer Welt, in der Großeltern an den Gräbern ihrer Enkel stehen.“ Das mag das Herz rühren, aber sinnvoll ist diese Aussage kaum. Es ist in dieser Welt, in der Menschen ihr befristetes Dasein verleben, auch dann etwas nicht in Ordnung, wenn die Urenkelin vor das Grab eines 95jährigen treten muß. Vielleicht fließen dort weniger Tränen, und man sagt laut: „Er hatte ein erfülltes Leben“, und sagt sich hinter vorgehaltener Hand: „Es war ja auch Zeit für ihn“. Aber die Unordnung einer Welt, in der Menschen *überhaupt sterben*, wird man damit nicht wegreden können.

Die Unordnung besteht ja aus biblischer Sicht darin, daß der Tote Gott nicht mehr loben kann. Ich als Mensch werde als Geschöpf darum ins

Leben gerufen und darf jeden Morgen neu erwachen, um mit meinem Schöpfer zu kommunizieren. Durch den Tod werde ich aus dem Leben gerissen, und das heißt: die Kommunikation reißt ab. Das Gotteslob bricht ab. Die Gemeinschaft mit Gott ist zerbrochen. Dies ist ein Grund zur Verzweiflung, wie er im Alten Testament so oft wiederkehrt in dem Ruf, der einem ungläubigen Staunen entstammt: *Herr, wie soll dich denn der loben, der hinab in die Grube fährt ?*

Aber wie gesagt, mit dieser Unordnung kann der Mensch, der auf seinen Tod zugeht und der im Laufe der Jahre den Tod all seiner Bekannten miterlebt, ohne weiteres seinen Frieden schließen, mag es auch ein fauler Frieden sein.

Der Mensch kann sogar den Tod, der in Bibel durchweg als feindlicher Fremdkörper in der Schöpfungswelt gesehen wird, als Freund herbeiwünschen, als jemanden, der Erlösung bringt. Und wenn der Mensch, der nun auf dem Friedhof vor der Kirche verweilt, Schwerstkranke in den Spitälern und Hospizen vor Augen hat, wird der diesem Gedanken kaum widerstehen können.

Stellungskrieg im Blick auf den Tod, das meint: man billigt dem Tod das Recht zu, sich dann, wenn er will, den zu nehmen, wen er will, bevorzugt natürlich Alte und Kranke; und der Tod andererseits soll freilich auch etwas geben bei diesem Kompromiß, diesem brüchigen Waffenstillstand: er soll möglichst human daherkommen, schmerzlos, in verträglichen Dosierungen.

So richtet man sich ein und belauert sich: einerseits die Menschen, die leben wollen, und andererseits der Tod, der das Leben der Geschöpfe auf der Erde eine Weile gewähren läßt, solange dies Leben nur sterblich ist und auch sterblich bleibt.

Nun steht aber hier auf dem Friedhof vor der Kirche einer auf, einer, der beide Seiten der Front kennt, das Leben und den Tod. Und dieser Eine sagt: *„Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle“ (Offbarung 1, 17f.).*

Plötzlich kommt Bewegung in die Frontlinien. Er, der diese Worte sagt, schreitet durch das Niemandsland und geht schließlich durch die Linie des Todes einfach hindurch. Der Tod versucht die Lücke, die Bresche, die da in seine Reihen geschlagen ist, wieder zu schließen.

Doch er schafft es nicht. Denn der, der da als Lebender durch das Todesreich geht, war ja bereits tot, er war schon einmal Gefangener des Todes gewesen wie alle, die von Adam und Eva abstammen, die als erste den Tod schmeckten; er, Jesus Christus, war verloren an diesen mächtigen Menschenfeind, den Tod. Doch der Tod konnte ihn nicht halten. Dieser Eine stand auf und hinterließ ein leeres Grab. Und seitdem hält er die Schlüssel zum Todesreich in seiner Hand.

Die Auferstehung von Jesus Christus war der erste und zugleich der entscheidende Sieg über den Tod, der Todesstoß für diese Macht des Verderbens. Und darum gingen ja auch die ersten Christen mit dem Wort „Christus ist auferstanden!“ zu ihren Nachbarn, die dann einstimmen konnten mit der Antwort „Ja, er ist wahrhaft auferstanden“.

Wenn man, zumal wenn man auf einem Friedhof steht, ernstmacht damit, daß der Tod an *einer* Stelle entmachtet ist, dann verändert sich die Wahrnehmung der *ganzen* Wirklichkeit. Wenn die Front an einer Stelle durchbrochen ist, dann strömen da unaufhörlich die siegreichen Kräfte hindurch. Das Auferstehungsleben frißt sich immer tiefer in die Welt des Todes hinein.

Dies ist eine ganz andere Sichtweise als die gewöhnliche, daß der Tod seinen „Besitz“ immer weiter vermehrt und vergrößert, mit einem jeden Tag, wo irgendwo im weiten Land eine Totenglocke klingt. Nein, es ist anders: überall, wo eine Totenglocke erklingt, ist der Christus, der die Schlüssel des Todes und der Hölle in Händen hält, unterwegs und durchbricht einmal mehr die Front des Todes und seiner Helfer.

Die Zeit des Todes läuft ab. Die Sanduhr rieselt wohl, aber das Rinnen des Sandes richtet sich eben nicht gegen die Lebenden, sondern gegen den Feind des Lebens. Der Jüngste Tag wird die endgültige Vernichtung des Todes mit sich bringen. Der Tod des Todes wird dann vor aller Augen sein.

Die Härte des einzelnen Sterbens wird von dieser Siegesnachricht natürlich nicht schöngeredet. Sterben ist bekanntlich nicht „schön“, so wenig wie das Geborenwerden unter Angst und Schmerzen „schön“ ist. Und der Jesus Christus, an dem der Tod gescheitert ist und sich die Zähne ausgebissen hat, so daß er wohl noch schnappen, aber nicht mehr zerreißen kann - dieser siegreiche Jesus Christus hatte, wie die Evangelien ohne Scham erzählen, selbst Angst vor dem Gang in den Tod. Schweiß und Tränen liefen ihm.

Und doch: seit der Auferstehung des Einen fällt auf alles Leiden und Sterben und Begrabenwerden ein neues Licht.

Das Licht fällt von zwei Seiten auf die Särge und auf die Gräber: von hinten, vom Ostermorgen her, als der Ruf „Christus ist auferstanden“ zum ersten Mal erklang und seinen Lauf um die Welt antrat,- und von vorne, vom Jüngsten Tag, wenn es heißen wird: „Der Tod ist besiegt auf ewig“.

Seit Ostern ist der Stellungskrieg vorbei. Der eine der zwei Gegner, der Tod, führt seine Rückzugsgefechte, und er tobt sich manches Mal noch mit aller Gewalt aus, nicht zuletzt hier auf dem Friedhof. Da die Frontlinien in Bewegung geraten sind, ja sie auf der einen Seite sich in Auflösung befinden, sieht es manchmal nach einer großen Konfusion aus, so als ob der Ausgang der Schlacht noch ganz ungewiß sei.

Die Augen, die sich an den gedruckten und elektronischen Medien voll-
gesogen haben, sehen dann plötzlich wieder massenhaftes Sterben,
jämmerliches Sterben, trostloses Sterben. Und die Zweifel fallen über
den Menschen her und umtanzen ihn.

Da will jemand die Menschen wieder irre machen und wirft alle mögli-
chen Nebelkerzen gegen die Träger der Siegesfahnen. Da merkt man,
daß der Jüngste Tag eben noch nicht da ist, und daß man in der Tat
noch im Kampf steht.

Man muß dann im ganzen Schlachtgetümmel manchmal einfach die Au-
gen schließen. Und dann muß man lauschen, nichts weiter tun als lau-
schen. Und wo die Stimme „Christus ist auferstanden ! Ja, er ist wahrhaft
auferstanden !“ ertönt und die Ohren des lauschenden Menschen er-
reicht, da stellt sie sich wieder ein: die Gewißheit, daß der Eine lebt und
daß darum das Leben auf ganzer Breite siegen wird.

Je breiter der Friedhof vor der Kirche, so stärker wird dem Besucher die
Gewißheit um die Breite jenes Sieges sein.

Die Wurzel

In der neuen Welt, dem Reiche Gottes, wird der Mensch sogar im
Kindesalter in souveräner Freiheit Löwen mit dem Stecken führen und
unbesorgt bei den Schlangengruben spielen (Jesaja 11,6.7). Hier vor der
Kirche vermag ihn aber noch eine einzelne Wurzel zu Boden zu
strecken.

Dieser banale Sachverhalt macht deutlich, daß auch der Fuß des Men-
schen, der mit dem Kopf bereits im Auferstehungsleben Christi steckt,
noch auf der Erde geht, die seinetwegen verflucht ist, Dornen und Di-
steln zu tragen (Genesis 3,18). Auch der Kirchgänger lebt außerhalb des
Paradieses inmitten einer dem Tod unterworfenen Welt, in der er „70,
und wenn es hoch kommt, 80 Jahre“ (Psalm 90) zu leben hat.

Die unscheinbare Wurzel als ein Stück nicht domestizierter Natur zwingt
zur unbedingten Ehrlichkeit. Die Ehrlichkeit richtet sich gegen mich
selbst und gegen das allgemeine Menschenlos, an dem ich auch als
Christ teilhabe, so wie Adam (= der aus der Gemeinschaft mit Gott
herausgefallene Mensch) in mir bis zu meinem Tod weiterlebt.

Das Blatt

Der Kirchenvorplatz zeigt eine umhegte Natur, die dem ersten Augen-
schein nach wenig Anlaß gibt, sich vor ihr zu fürchten.

Und doch kann es geschehen, daß gerade hier die Angst den Menschen
erfaßt. Ein Blatt, das vom Baum fällt – und manchmal geschieht dies ja

zur Unzeit, selbst im Frühjahr -, kann mit seinem kaum wahrnehmbaren Rascheln schon erschrecken.

Wie kommt es zu dieser Furchtsamkeit ? Das Gewissen ist offenbar sensibel für solche Laute, sensibler als das Bewußtsein.

Sensibel heißt aber auch: wund. Es ist ein wundes Gewissen, das von dem Rascheln des Blattes erschreckt wird.

Adam im Garten Eden kannte diese Furcht nicht. Erst nachdem er vom Baume der Erkenntnis gegessen hatte, wurde er schreckhaft und versteckte sich: schamvoll vor seiner Frau und angstvoll vor Gott und vor dessen Ruf: „Adam, wo bist du ?“

Der Baum

Auf kaum einem Kirchenvorplatz fehlen Bäume. Ihr Wachstum begleitet die Kirchgemeinde und überhaupt alle Menschen, deren Wege regelmäßig hierher- oder hier vorbeiführen, durch die Jahre. Das Sprossen, Verfärben und Fallen der Blätter zeigt die Jahreszeiten an, und die volle runde Krone, die sich eigenartig von dem spitzen Kirchturm abhebt und doch mit ihm korrespondiert, läßt erinnern an das Psalmwort: *„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe“* (Psalm 91,1+2).

Der Baum bietet etwas Bergendes und spricht damit zu dem Menschen, der eine Herberge sucht, unmittelbar „religiös“.

Andererseits strebt der Mensch doch nach etwas noch Verlässlicherem als einem Baum, und sei der so stämmig und so tiefverwurzelt wie die vielbesungene Eiche.

„Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar“ (Psalm 84,5). Die mächtigen Mauern des Kirchenschiffes überbieten jeden Baum in der Umfriedung. Der Mensch sucht das „Gotteshaus“, in dem er „bleiben“ darf „immerdar“ (Psalm 23,6),- aber findet er es in dem Kirchgebäude ?

Derselbe 84.Psalm, der Gottes Gegenwart an den Jerusalemer Tempel bindet und darüber jubelt, weiß um die Zerbrechlichkeit aller Mauerwerke und sieht darum auf seinem Höhepunkt Gott selbst als den Bergenden, auch und gerade dann, wenn alle irdischen Herbergen in Stücke fallen: *„Gott der Herr ist Sonne und Schild“* (Psalm 84,12).

Der Riß

Wenn man von den Bäumen aus seinen Blick hinüber zu den Kirchenmauern wandern läßt, wird selbst an renovierten Gebäuden so mancher zarte Riß zu entdecken sein.

Der Kirchgänger wird sich vielleicht entsinnen: „So spricht der Herr: Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße! Was ist denn das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet?“ (Jesaja 66,1).

Doch spricht diese Mahnung sicherlich nicht gegen, sondern für den Kirchbau.

Diejenige Hand verherrlicht Gott, die von sich selbst nichts, von Gott hingegen alles erwartet,- und die gerade darum in völliger innerer Freiheit so ans Werk geht, als sei an ihrem Schaffen alles gelegen.

Die Früchte

Auf Kirchengeländen sind selten Obstbäume gepflanzt. Aber der Blick über die Kirch- oder Friedhofsmauer hinüber zeigt sie. Eine melancholische Stimmung kann unvermutet den Kirchgänger erfassen,- dann, wenn er sich selbst auf die Fruchtbarkeit seines gelebten Lebens befragt.

Alle Welt fordert ja unentwegt Früchte von ihm und von anderen. Es ist keineswegs allein die „westliche Leistungsgesellschaft“, die Früchte fordert, wie es (schlechte) Theologien öfters behaupten, sondern es ist das Leben selbst, das permanent den Menschen mit Rufen nach Leben bedrängt und ihm Früchte abfordert und nicht selten gegen seinen Willen abtrotzt⁴.

Auch Christus fordert: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“. Christus selbst muß offenbar der Tatsache Rechnung tragen, daß der Mensch ein Augenwesen ist. Bei allem und jedem, womit er es zu tun bekommt, will er erst einmal genau hinschauen, es bis ins Detail in Augenschein nehmen, es abwägen, um dann sagen zu können: das ist es oder aber: das ist es nicht, das ist was für mich oder aber: das ist nichts für mich, darauf will ich mich einlassen oder aber: das will ich lieber bleibenlassen.

Besonders bei Mitmenschen, mit denen man es zu tun hat und die einem über den Weg laufen, blickt man kritisch hin: was strahlt der oder die aus, was hat der oder die zu bieten, was „bringt“ es, mit dem oder der Kontakt zu haben ? Früchte, alle Welt fordert und erwartet Früchte. Sehen will der Mensch, abmessen, anfassen und spüren, was der andere hergibt, ob er auch hält, was er von weitem verspricht.

⁴ Man darf sich theologisch nur nicht zu schade sein, bis in die Niederungen des Alltags hinabzusteigen. Dort findet man den Schrei nach Leben überall: im Weinen des Säuglings, im Läuten des Telefons, im Ruf des Straßenverkäufers usw. usw.

Da tut es zusätzlich gut, Jesus als Kronzeugen auf der Seite zu haben. „An ihren Früchten werdet ihr die Menschen erkennen“, hat er hinterlassen, und die christlichen Völker haben dieses Wort des Nazareners auch bald zum Sprichwort erkoren.

Es ist, so scheint es, heutzutage besonders „in“, das Jesus-Wort auf die Christen selbst zu beziehen. *Die Christen* sind zuallererst mit denen gemeint, die Früchte sehen lassen sollen. Man muß es einem Christen partout ansehen, daß er einer ist, daß er auch *wirklich* und *authentisch* und *echt* einer ist und nicht nur ein Namenschrist. Seine Ausstrahlung, sein Verhalten, sein Tun und Handeln, seine Worte und Reden: alles muß es zeigen, daß er ein Jesus-Jünger ist. Und fröhlich muß er sein, der Christ, dann überzeugt er. „Fröhlicher müßten sie mir sein, die Christen“, sagte vor bald 150 Jahren der Philosoph Nietzsche, und dieses Kriterium der Fröhlichkeit haben die Nicht-Christen bald übernommen und legen es wie ein Richtmaß an uns an. Fröhlichkeit ist zu einer Haupt-Frucht der Christen erklärt worden. Doch Fröhlichkeit alleine genügt nicht, ist zumindest mißverständlich.

Eine natürliche Fröhlichkeit soll es sein: denn aufgesetzt darf die Fröhlichkeit auch wieder nicht wirken, sonst stößt sie gleich wieder ab. Offenbar ist es gar nicht so einfach, ein fruchtbares Christsein zu leben. Und unter dem Damoklesschwert der Früchte, die ins Körbchen eines gelungenen Christenlebens gehören, hat sich schon so manches Christenleben statt in ein fruchtbares in ein furchtbares verwandelt.

Es scheint ein Problem zu sein mit den Früchten, die nicht überall gedeihen, wo auf sie gewartet wird. Die Ernte ist sehr unregelmäßig. Und die Früchte fallen nicht immer so aus, wie man es sich erhofft.

Der Apostel Paulus hatte hingegen kaum ein Problem mit den Früchten; er konnte die Früchte des Geistes noch ganz unschuldig in großen und zugleich doch schlichten Worten beschreiben: „*Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Zucht*“ (*Galater 5,22f.*). Genügen dem Menschen diese Früchte (die allesamt, darauf sollte ein besonderes Augenmerk liegen, *Adam fehlen* !) oder verlangt er nach mehr, will er, daß die Äste und Zweige dieses Lebensbaumes weiterwachsen und immer neue, speziellere Früchte hervorbringen ?

Die Papiere und Verlautbarungen der Weltkirchenkonferenzen und auch der Kirchentage sind voll von immer neuen Früchten und von Programmen, wie solche Früchte zu produzieren sind. Aus der Liebe zum Nächsten wird die Mitmenschlichkeit, daraus wieder die Solidarität, der Einsatz für die Armen, die Parteinahme für die Unterdrückten, der Kampf für soziale Gerechtigkeit usw. usf. Irgendwie kann man den Zusammenhang mit der Ur-Frucht, der selbstlosen, hingebungsvollen Liebe, noch erkennen; doch er wird zunehmend schwächer, je weiter man sich auf den Ast hinausbegibt, um immer neue Früchte zu pflücken.

Die Blickrichtung bei Jesus geht nicht auf die äußersten Äste hinaus, sondern dringt ins Innere, ins Mark des Baumes. Dort entscheidet sich die grundlegende Frage, ob der Baum gut ist oder faul und ob die Früchte, die dann zu erwarten sind, gute Qualität haben werden oder nicht.

In den Tagen nach dem 11. September 2001 ist viel davon die Rede gewesen, daß die Menschheit da in New York und Washington dem nackten Bösen ins Auge geschaut hätte; schlechthin böse Menschen hätten die monströse Attentatsserie verübt. Dunkelmänner aus dem Reich der Finsternis seien schuld gewesen. Man mag da kaum widersprechen. Und doch folgt das große Aber: aber hat man zur Kenntnis genommen, daß es laut Jesus bei *allen*, ausnahmslos allen Menschenherzen nur ein gut oder böse gibt, keine Grauzone dazwischen, nur das gewaltige Entweder – oder ? Und müßte einem dabei nicht sogleich der Gedanke wie ein Pfeil durchzucken, daß das eigene Herz so oft Böses gebiert und daß man selbst womöglich im Grunde seines Herzens böse ist ? Wenn man sich dies vor Augen hielte, dann würde das Flugzeug plötzlich nicht mehr in den Tower rasen – so wie man die Bilder dutzende und aberdutzende Male gesehen hat –, sondern es flöge ins eigene Herz und würde dort seine Explosionen anrichten. Man selbst gehörte dann zu der „Schlangenbrut“, von der Jesus spricht, zu denen, denen Gott das Kainsmal „böse“ auf die Stirn schreibt.

„Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über“. Die Früchte des Herzens trägt der Mensch nicht zuletzt auf der Zunge. Aber wieviel Unbedachtes geht schon über unsere Zunge im Lauf eines Tages, wieviel Zweideutiges, wieviel Zerstörerisches ? Und was für Rückschlüsse auf sein eigenes Herz muß man daraus ziehen ?

Der schweizerische Eidgenössische Betttag hieß in früheren Zeiten noch *Dank-, Buß- und Betttag*, d.h. er wurde zentral von der Buße her gedacht. ‚Buße‘ hängt wortgeschichtlich mit ‚Besserung‘ zusammen. Wer Buße tut, will sich bessern. Doch eine Schlangenbrut kann sich nicht bessern, der faule Baum kann nicht bessere Früchte erbringen, das böse Herz kann nicht auf einmal gute Worte und nicht gute Taten hervorbringen.

Das war der Ort am Abgrund der Verzweiflung, wo Martin Luther dichten konnte bzw. *dichten mußte*: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren“.

Ein isolierter Bußtag im Jahr, ein Tag, an dem ein Einzelner oder auch ein ganzes Volk darum bittet, daß Gott es bessern möge, wo alle das heilige Versprechen abgaben, sich bessern zu wollen, nützte nichts. Denn der Ernst der Lage würde verkannt und man streute sich nur frommen Sand in die Augen. Der Blick auf die Früchte müßte zeigen, daß die Bäume von der Wurzel her krank sind.

Es braucht nicht bessere Bäume, sondern *neue* Bäume. Es braucht nicht Menschen, die immer moralischer werden, sondern Menschen, die in

Christus *neu geschaffen werden*. Christus kam nicht, um zu bessern – weder ein bißchen noch bis zur Perfektion –, sondern er kam, um neue Menschen zu schaffen. Er kam nicht als Lehrer, sondern als Schöpfer. Des Menschen Vernunft wehrt sich dagegen. Sie will Christus allenfalls als den Lehrer. Gegen den Schöpfer wehrt sie sich mit allen Mitteln. Sie sperrt sich sowohl *gegen die Notwendigkeit*, daß der Mensch neu geschaffen werden muß als auch *gegen die Möglichkeit*, daß irgendjemand das kann. Selbst Gott vermag dies nicht, sagt die Vernunft.⁵

Die Vernunft besteht darauf: „Ich bleibe doch ich. Denn den Gesetzen des Menschseins bleibe ich immer unterworfen. Alle Tage. Und du bleibst du. Denn auch du bist ein Mensch und zum Menschsein verdammt. Wir können nicht aus unserer Haut. Wir bleiben uns alle gleich.“ Und wenn dem schon so ist, wäre dann nicht schon viel gewonnen, wenn die Menschen sich ein klein wenig bessern würden? Ja, in den engen Grenzen unserer Vernunft gedacht, wird dies stimmen und macht Sinn. Doch vor Gott verhält es sich anders: was radikal böse ist, muß von Grund auf neu werden. Aber wie kann es das? Woher nehmen ohne zu stehlen?

Das Problem besteht darin, daß *der Mensch* bei vielen Begegnungen mit Christus von diesem selbst *als böse angesprochen wird*. Die Vernunft mag dieses Urteil akzeptieren, denn sie hofft dann sogleich auf die moralische Besserung durch den Lehrer. Der Glaube kann dieses Urteil nicht akzeptieren. Zumindest kann er dabei nicht stehenbleiben. Der Glaube sieht sie schon: die eigene Bosheit, – aber *er gibt diese Bosheit ab*. Er läßt diese Bosheit auf die Schultern von Christus. Und das ist nun ganz und gar nicht böse, die eigene Bosheit abzugeben, sondern dies ist gottgewollt. „*Der, der von keiner Sünde wußte, wurde für uns zur Sünde gemacht*“ (2.Korinther 5). So leuchtet es aus dem Neuen Testament entgegen. Die Vernunft schreit hier auf. Sie ruft: Keiner kann für einen anderen geradestehen. Der Glaube widerspricht: *meine* Bosheit ist die Bosheit *von Christus* – und darum durchgestrichen, erledigt, abgetragen am Kreuz. Nicht nur alle Sorgen sollen die Menschen auf Christus werfen, damit er für sie sorgt, sondern auch alle Schuld und alle Bosheit, die sie in sich finden – und wozu sie schon durch den Blick auf einen fruchttragenden Baum angeregt werden können.

In diese Lebensbewegung des Schuldabwerfens, des Christus-Beladens, hineinfinden: das wäre echte Buße, eine wirkliche Besserung, eine neue Schöpfung nämlich, die hier und jetzt anbräche, nicht die Neue Welt, aber ihr Vorbote.

⁵ Verwiesen sei an dieser Stelle auf das hervorragende philosophische Werk Leo Schestow's: Athen und Jerusalem, 1937, das diesen Sachverhalt durch die ganze Geistesgeschichte hindurch breit entfaltet.

Bei Gott ist seinem eigenen Worte nach kein Ding unmöglich. Er kann und er will den Menschen, der ihm ausgesetzt ist, neu machen.

Wer sich darauf verläßt und sein Leben darauf gründet, der wird dann schließlich auch an seinen Früchten erkannt werden – freilich ohne daß er es merkt. Denn er wird die eigenen Früchte nicht essen. Die gehören nicht ihm, sondern den anderen, *seinen Nächsten*.

Die anderen werden an seinen Früchten sattwerden. Und so wird er der Welt zum Segen – der neue, in Christus gegründete Mensch.

Der Vorraum

Hier laufen Wege zusammen. Wer sich feind war unter der Woche und die Wege des anderen tunlichst gemieden hatte, sieht sich hier genötigt, den anderen zu grüßen.

Wenn er ihn grüßt, so nimmt er ihn als den Menschen war, der nach dem Ebenbild Gottes geschaffen ist.

Im menschlichen Gruß, sofern er mit Sinn und Verstand über die Lippen geht, klingt der Gottesgruß des „Fürchte dich nicht!“ mit, den Jesus seinen Jüngern zuruft, als diese ihn verloren wähnen und verzagen (Johannes 20,19). Und dieser Gruß in der Nacht der Angst ist wiederum Widerhall des elementarsten Grußes, des an den Menschen gerichteten Erlösungsrufes: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ (Jesaja 43,1).

Die bürgerliche Konvention, daß der Mann der Frau die Tür aufhält, hat hier am Portal seinen guten, wenn auch andersgearteten Sinn: die Frau wird nicht als „schwaches Geschlecht“ wahrgenommen, sondern als *anderes*. Das Mysterium der Zweigeschlechtlichkeit gehört zur Schöpfung, sowohl zur ersten wie zu der neuen, die in Christus geschieht und nach dem Gottesdienstbesucher greift.

Es ist purer Spiritualismus, eine ganz unbiblische Vergeistigung Gottes und seines Tuns, eine uneingestandene Verachtung der äußeren, leibhaften Schöpfungswerke Gottes, die allesamt „sehr gut“ (Genesis 1,31) sind, wenn die Zuordnung von Mann und Frau neuerdings von manchen Christen als nebensächlich bezeichnet wird und nur noch abstrakt von der „Erschaffung des Menschen“ geredet wird.

Die Klinke

Der Mensch, der die Kirche betreten will, muß, falls ihm kein anderer zur Hand geht und ihm die Türe aufhält, selbst Hand anlegen.

Dies ist nicht so unbedeutsam, wie es auf Anhieb scheinen mag.